

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 12 (2005)
Heft: 132

Artikel: "Sorry und auf Wiedersehen"
Autor: Bossart, Rolf / Brunnschweiler, Sabina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885233>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jasmin, Martina, Lejla, Nedzja und Miodrag haben völlig verschiedene Biografien. Und doch wurden alle fünf einmal als Jugoslawin oder Jugoslawe geboren. Ein Gespräch über ihr Leben zwischen einem Land, in dem sie nicht willkommen sind, und einer Heimat, die es nicht mehr gibt. von **Rolf Bossart** und **Sabina Brunnschweiler**

«SORRY UND AUF WIEDERSEHEN»

Titel «Yugokids»: Was hält ihr davon?

Miodrag: Ich würde mich einfach nicht mehr als «Kid» bezeichnen. Ich werde in ein paar Jahren dreissig.

Wir haben eigentlich erwartet, dass ihr wegen des Begriffs «Jugo» verärgert seid.

Miodrag: Aber nicht nach 25 Jahren in der Schweiz. Ich höre zwanzig mal pro Tag «Jugo». Das hässelt ab. Klar ist es kein Begriff, den ich gern höre.

Jasmin: Ich sage ja selber, ich sei «Jugo». So ist die Sache schnell gegessen. Wenn ich den Leuten sage, ich sei Bosnier, gibt es nur viel zu reden.

Martina: Genau. Es ist mühsam, immer alles erklären zu müssen: Der kommt jetzt aus Bosnien, der andere aus Kroatien. Die Leute wissen oft nicht einmal, wo das ist. Immer heisst es, wie kompliziert das alles sei. «Jugos» wäre für mich kein sehr böses Wort. Es kommt darauf an, wer es wie verwendet. Natürlich würde es mich stören, wenn man mir «Du huere Jugo!» sagen würde. Aber das hat noch niemand getan.

Miodrag: Schön.

Jasmin: Ja. Sehr schön.

Es hat man schon so genannt?

Jasmin: Ich höre es immer wieder an Handball-Spielen. Wenn sich einer aufregt, ruft er schnell mal: «Du huere Jugo!» Was will man da machen?

Weghören, sage ich immer.

Lejla: Meine Schwester und ich kennen zwei solche Schimpfwörter. Als albanische Mazedonierinnen sind wir sowohl «Jugos» als auch «Albaner».

Jasmin: Das ist schon ein Problem. Die Leute machen keine Unterschiede. Sie werfen alle in einen Topf.

Was euch verbündet: Ihr gehört alle zur letzten Generation von Kindern, die noch als Jugoslawen geboren worden sind. Ihr seid sozusagen die letzten «Jugo-Kinder». Was habt ihr für Erinnerungen an euer Herkunftsland, das es heute nicht mehr gibt?

Miodrag: Wir verbrachten jeden Sommer fünf Wochen in Jugoslawien, drei in Montenegro am Meer, zwei bei der Familie in der Vojvodina, oben bei Ungarn. Wir reisten von Tante zu Onkel, von Gross tante zu Cousin. Ich habe damals vermittelt bekommen, dass die Jugoslawen ihr Land gern hatten, dass es ihnen gut ging. Aber ich habe Jugoslawien natürlich fast nur in den Sommerferien erlebt. Dann geht es den Leuten meistens gut.

Und in der Schweiz? Hast du hier die jugoslawische Schule besucht?

Miodrag: Ja, jeden Montagabend, von der ersten bis zur sechsten Klasse. Dort haben wir die Sprache geübt und uns auf die sozialistischen

Feste vorbereitet. Wir wurden Titos «Pioniere»

(NABC) und bekamen diese roten Tücher um den Hals gebunden. Nicht, dass es mir gut gefallen hätte. Es war mehr ein Mühsen. Aber es waren immer sehr wichtige Anlässe, diese Feiern.

Habt ihr solches in Jugoslawien auch noch erlebt?

Lejla: Ich erinnere mich an die Mütze mit dem roten Stern. Aber da war ich noch sehr klein. Das Tito-Regime habe ich nicht wirklich miterlebt. Aber ich höre von meiner Familie oft, dass es uns damals noch gut gegangen sei. Die Leute hätten sich verdient. Und die Gesellschaft sei noch gesund gewesen.

Jasmin: Im alten Jugoslawien konnten meine Eltern noch ohne Probleme auf Reisen gehen. Mit dem jugoslawischen Pass. Aber jetzt: Wenn ich ins Ausland will, muss ich dreimal nach Zürich und Bern, bis ich die notwendigen Stempel habe, um über die Grenze zu kommen. Das ist doch «bitweisch».

Martina: Ich ging bis zur vierten Klasse in Bosnien zur Schule. Ich hatte eine sorglose, sehr schöne Kindheit. Meine Eltern hatten einen guten Job. Wir waren eine normale, glückliche Familie. Bis 1992 der Krieg ausbrach. Mein Vater sprach plötzlich von Pässen, die wir machen lassen müssten – und war ständig etwas am Organisieren.

Hast du damals gemusst, dass deine Familie zwar in Bosnien lebt, aber kroatisch ist?

Martina: Nein, bis zwölf habe ich das nicht verstanden. Für mich waren wir einfach Jugoslawen. Etwas anderes konnte ich mir nicht vorstellen. Als ich dann in der Schweiz in der Schule meine Staatsbürgerschaft angeben musste, sagte ich, ich wisse es nicht genau. Ich hätte zwar einen kroatischen Pass, sei aber in Bosnien geboren. Da sagte mir mir, ich sei Kroatin. Ich hatte aber eine bosnische ID. Das soll ein Kind mal verstehen.

Lejla: Bei uns in Mazedonien spürte ich solche Unterscheidungen von klein auf deutlich. Da merkte man es den Leuten gleich an, ob einer Mazedonier, Serbe oder Albaner ist. Weil es ja drei verschiedene Sprachen sind. Das ist zwischen Serben, Bosniern und Kroaten anders.

Jugoslawien war auch eine grosse Sportnation. Fussball zum Beispiel oder Handball. Jasmin, warst du damals schon ein grosser Fan?

Jasmin: Ich komme aus einer grossen Sportlerfamilie. Sport war immer im Mittelpunkt. Dass ich Handballer geworden bin, hat aber mit den Kollegen in der Schweiz zu tun. Wenn sie damals Fussball gespielt hätten, wäre ich heute wohl Fussballer.

Miodrag: Ich habe als Jugendlerner Basketball gespielt. Da ist die Schweiz ja nichts. Ich war also ganz klar Fan von Jugoslawien. Auch heute

schaue ich noch gern zu, wenn eine «jugoslawische» Mannschaft spielt. Mit den Schweizer Sportlern ist es das selbe: Auch ihnen schaue ich gern zu. Aber, um ganz ehrlich zu sein: Wenn die Schweiz gegen ein Team aus dem ehemaligen Jugoslawien spielt, bin ich für die Jugoslawen. Das bleibt irgendwie in mir drin, auch wenn ich mich sonst eher als Schweizer fühle. Einmal war ich mit ein paar Kollegen an einem Fussballmatch: Schweiz gegen Serbien. Ich war der einzige Jugo im Schweizer Sektor. Und ich musste mich recht zurück halten, weil da ein paar Hooligans hinter mir waren.

Stichwort «zurückhalten»: Wann haltet ihr euch sonst noch zurück?

Lejla: Höchstens, wenn es Probleme gibt. Schlägereien oder so. Dann sage ich besser nichts mehr. **Miodrag:** Ich bin noch nie in eine Situation geraten, in der es ausgeartet ist.

Martina: Ich auch nicht. Und ich halte mich wirklich nicht zurück. Auch wenn mir vier Schweizer SVler gegenüber sitzen. Verbale Konflikte kenne ich aber gut. Zum Beispiel mit meinem ehemaligen Lehrer, der mein Bestand war. Nach der Rückkehr meiner Eltern nach Bosnien blieb ich mit 16 allein in der Schweiz. Und er hat sich für mich eingesetzt. Jetzt ist er pensioniert und wollte letzten Sommer nach Bosnien und Kroatien. Also begleitete ich ihn. Er ist in den

letzten Jahren aber politisch stark nach rechts umgeschwenkt. Und wir standen damals gerade kurz vor der Abstimmung zur Einbürgerungsvorlage. Zehn Tage sind wir zusammen gereist, und fast täglich sind wir an ein heikles Thema geraten. Stimmt. Da musste ich mich zurückhalten. Aus Respekt. Er hat viel getan für mich.

Warum, denkst du, ist er so «abgedriftet»?

Martina: Weil er immer wieder etwas Schlechtes in der Zeitung gelesen oder im Fernsehen gesehen hat. Wenn ein Jugo einen Unfall anstellt, steht er gross in der Zeitung. Wenn dasselbe ein Schweizer tut, allerhöchstens in einer Randspalte.

Miodrag: Ich bin ja auf dem Land aufgewachsen. Da habe ich schon mit einigen konservativen jungen Menschen interessante Diskussionen geführt. Ich spreche mit den Leuten, und sie wissen nicht, dass ich ein Jugo bin. Und wenn ich ihnen dann sage, woher ich komme ... Mir merkt man das ja nicht sofort an, behaupte ich jetzt mal.

Martina: Ja, und dann heisst es Du bist halt anders. Mein Lehrer hat mich dann einfach zur «erfreulichen Ausnahme» erklärt.

Mico, deine Wohngemeinde Ebnat-Kappel hat dein Einbürgerungsgesuch vor fünf Jahren abgelehnt. Meinst du, deine Chancen wären grösser gewesen, wenn du den Antrag vor dem Krieg –



Miodrag Stojalec (1978) ist seit wenigen Monaten Schweizer. Seine Eltern (Staatsangehörige der Union «Serbien und Montenegro») kamen in den sechziger Jahren als Gastarbeiter nach Ebnat-Kappel im Toggenburg. Miodrag ist KV-Angestellter und schliesst demnächst sein Betriebsökonomie-Studium an der Fachhochschule St.Gallen ab.

DAS «ES WAR EINMAL JUGOSLAWIEN»-ABC

ANEKDOTEN UND FAKTEN VON GESTERN UND HEUTE

VON NATASCHA KRAINOVIC UND SABINA BRUNNSCHWEILER



Andric Ivo. Jugoslawischer Schriftsteller. 1892 als Kroate in Travnik (Bosnien-Herzegowina) geboren, 1975 in Belgien gestorben. Studierte in Zagreb, Wien, Krakau und Graz. Engagierte sich als Student für ein vereinigtes Jugoslawien. 1961 erhielt er den Literatur-Nobelpreis, gemäss dem Nobelpreis-Komitee als «Autor, jenseits von allen politischen Erwägungen». In seinem berühmtesten Werk «Die Brücke über die Drina» beschrieb er bereits 1945 die historischen Widersprüche, die Jugoslawien später zersplittern sollten. Heute beanspruchen sowohl Serben als auch Kroaten und Bosnier Andric als «ihren» Dichter.



Martina Martinovic (1982) ist kroatische Bosnierin. Sie flüchtete 1992 mit Vater, Mutter und Bruder in die Schweiz, zuerst in den Kanton Solothurn. 1998 musste ihre Familie das Land wieder verlassen. Martina durfte dank des Engagements von Nachbarn und Mitschülern bleiben. Heute studiert sie an der HSG BWL und ist dort im Verein «Secondos inter Pares» engagiert.



Jasmin Ihtijarevic (1980) ist Bosnier. Sein Vater ist Muslime, seine Mutter katholisch. 1993 flüchtete er mit Mutter und Schwester in die Ostschweiz, wo sein Vater bereits seit einigen Jahren arbeitete. Heute lebt Jasmin mit seiner Familie in Goldach. Er ist Maschinenmechaniker und Handballer der 1. Mannschaft des TSV St.Otmar.

bevor die Kriegsflüchtlinge kamen – gestellt hättest?

Miodrag: Ich glaube nicht. In Ebnet-Kappel ist es so, dass über Einbürgerungsgesuche nicht die Einwohnerinnen und Einwohner entscheiden. Sondern die Ortsbürger. Das sind die Alteingesessenen. Vor allem Bauern von den umliegenden Hügeln. Nach dem negativen Bescheid hatte ich einen Leserbrief geschrieben. Und darauf kamen Reaktionen: anonyme Briefe und Telefonanrufe. Und da merkte ich, dass diese Leute gar nicht begründen konnten, warum sie gegen mich gestimmt hatten. Ein Beispiel: Einer fragte mich, ob ich denn arbeite. Ich sagte: «Ja. Ich habe das KV gemacht und arbeite seit zweieinhalb Jahren in einem Büro.» Darauf zögerte er und sagte nur: «Ja, was willst du denn noch mehr?» Meine Antwort wäre eigentlich das Argument gewesen, um zu sagen: Jawohl, er arbeitet, er ist integriert, er hat den Pass verdient. Ich glaube nicht, dass der Krieg für die Ablehnung entscheidend war. Die Leute dort hinten haben ihr Weltbild. Und aus dem kommen sie nicht raus, so lange sie dort hocken bleiben.

Nedzlja, du bist erst seit fünf Jahren hier. Wie wurdest du in deiner Schulklasse aufgenommen?

Nedzlja: Zuerst kam ich in eine Deutschklasse, das war O.K. Aber nach der Deutschklasse kam ich in die Sek. Und dort haben mich die Schwei-

zer Klassenkameraden sehr komisch behandelt. Sie nahmen mich überhaupt nicht in ihrer Gruppe auf. Nur die andern Ausländer bemühten sich um mich. Es ging lange, bis ich sah, dass es auch unter den Schweizern gute Leute gibt. Und unterdessen verstehe ich mich mit ihnen sehr gut. Aber auf dem Pausenplatz höre ich natürlich auch heute noch extrem häufig: «Jugo», «Albaner» ...

Und wie reagierst du drauf?

Nedzlja: Gar nicht. – Es stimmt ja. Ich bin halt mal Jugo, und Albanerin auch. Und ich bin es sogar gern.

Martina: Ich habe auf dem Pausenplatz nie schlechte Erfahrungen gemacht. Ich wurde immer wie eine Schweizerin behandelt. Und mit sechzehn, als meine Mutter und mein Bruder zurückgingen, setzte sich ein ganzes Dorf dafür ein, dass ich bleiben konnte.

Wir unterstellen euch mal: Hier am Tisch sind alle integriert. Habt ihr eine Idee, warum die Integration bei euch geklappt hat, bei andern aber nicht?

Martina: Ich habe viele Ideen. Zum Beispiel kam ich mit zehn Jahren in die Schweiz und durfte ein Jahr lang nicht zur Schule. Es hiess, der Krieg sei eh bald fertig. Ich sprach kein Deutsch, kannte niemanden ausser meine Cousins – es war mir sehr langweilig. Als ich dann endlich zur

Schule durfte, war ich richtig lerngerig. So war ich sehr fleissig und bald eine der besten Schülerinnen. Dazu kommt, dass ich vor allem von Schweizern umgeben war. Auch als ich nach St.Gallen kam, lebte ich zuerst mit zwei Schweizerinnen in einer WG. Und wer immer Einheimische um sich hat, integriert sich automatisch.

Miodrag: Schon in meiner Kindergartengruppe hatte es kaum Ausländer. Und ich war nie ein so genanntes «Schlüsselkind». Ich und mein Bruder gingen nach der Schule immer zu einer Frau, die mit uns die Aufgaben machte. Später in der Sek war ich als Ausländer der Exot. Von 50 Schülern waren vielleicht sechs oder sieben keine Schweizer. So wurde ich schon früh in Bahnen gelenkt, aus denen ich nicht mehr raus kam. Wer hingegen in einer Klasse mit vielen Ausländern ist, zudem Eltern hat, die viel arbeiten müssen, weil sie tiefe Löhne haben, hat es von Anfang an schwerer. Wer Glück hat, kann es packen. Ich habe das Glück gehabt. Aber ich glaube, aus mir hätte mit andern Voraussetzungen genau so gut der «Jugo» entsprechend dem Schweizer Feindbild werden können. Natürlich spielt der eigene Wille eine Rolle, aber vieles kann man gar nicht beeinflussen.

Jasmin: Ich glaube, je jünger du bist, desto einfacher ist es. Meine Eltern haben grössere Probleme, die Kultur hier anzunehmen, als ich und meine Schwester. Etwas zieht sie halt doch immer

Belgrad. Die «weisse Stadt» am Zusammenfluss von Donau und Save. Als Festung an einem von den Römern angelegten Grenzwall errichtet, war Belgrad später unter byzantinischer, bulgarischer, ungarischer und osmanischer Herrschaft, ehe die Stadt nach dem Ende des Ersten Weltkriegs Zentrum des soeben gegründeten Jugoslawien (damals noch «Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen» genannt) wurde. Seit dem Zerfall des Landes in den neunziger Jahren ist Belgrad Hauptstadt der Union «Serbien und Montenegro». (> Hauptstadt von Kroatien: Zagreb, Mazedonien: Skopje, Slowenien: Ljubljana, Bosnien-Herzegowina: Sarajewo. Hauptstadt des faktisch nicht unabhängigen Kosova ist Pristina)



Cevapcici. Jugoslawisches Nationalgericht. Hackfleischwürstchen aus Rind oder Lamm-/Schafffleisch oder beidem. Mit rohen Zwiebeln und der Paprikasauce Ajvar serviert. Ein Originalrezept ist nicht bekannt. Umso heisser die Diskussion, wo es die besten Cevapcicis gibt. Nicht nur Belgrad, Zagreb oder Sarajewo beanspruchen diesen Titel für sich, sondern auch viele kleine Ortschaften in ganz Südosteuropa.

zurück in die Heimat und hält sie davon ab, sich ganz zu integrieren.

Es heisst immer wieder, Jugendliche seien problematisch, die könne man nicht mehr integrieren. Lejla, du warst schon 17.

Lejla: Ja, es war schwierig für mich. Zur Schule durfte ich nicht mehr. Dafür war ich zu alt. Dann liess ich mich auf der Gemeindeverwaltung informieren. Ich wollte unbedingt noch etwas lernen. Ich hatte in Mazedonien schliesslich das Gymnasium abgebrochen. Das sei nicht ihr Problem, hiess es dann. Zum Glück hatte mein Vater bereits in der Schweiz gelebt und konnte mich finanziell unterstützen. Da sehe ich ein grosses Problem. Oft steht der Integration die finanzielle Lage im Weg.

Miodrag: Ich glaube, vielfach haben die Leute das Gefühl, Jugos seien dumm. Ich kann jetzt von mir aus nicht reden. Aber viele, die erst als Jugendliche kommen, bekommen gar keine Chance.

Nedzlja: Das habe ich selber erlebt, auf Lehrstellensuche. Also: Ich rufe an und melde mich mit meinem Namen. Dann heisst es: Sorry und auf Wiedersehen. Ich rufe wieder, sage diesmal aber: Ich heisse Meier. Und plötzlich sagen dir die gleichen Leute: Ja, wir haben eine Lehrstelle frei, ich schicke Ihnen Unterlagen. Zuerst schaut man, woher die Leute kommen, und erst nachher, wie gut sie in der Schule sind.

Miodrag: Oder gerade auf Ämtern oder so. Da wird man zum Teil sehr schlecht behandelt.

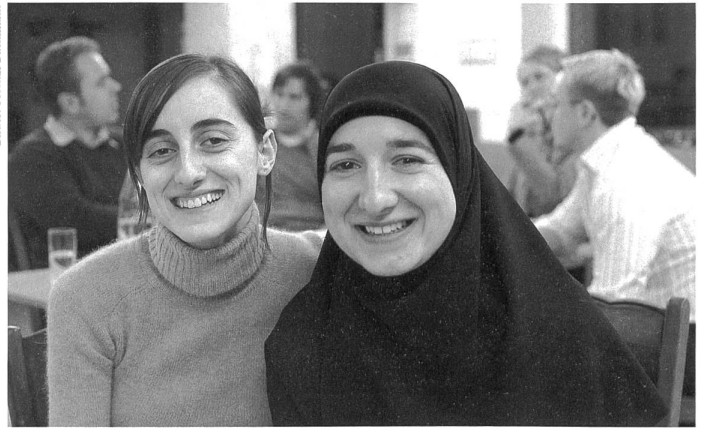
Martina: Ja. Mit Schülern, Nachbarn, Kollegen hatte ich nie Probleme. Dafür machtens mir die Behörden schwer. Bei mir führte es so weit, dass der Vorgesetzte des Ausländeramtes sagte: «Wenn sie hier auch noch studieren, bringen wir sie ja nie mehr aus dem Land raus». Sie wollten mich nicht zuerst nicht an die HSG lassen. Obwohl ich alle Voraussetzungen erfüllt hatte. Genau wie die vielen Deutschen, die dort studieren.

Jasmin: Du musst dir als Jugo einfach bewusst sein, dass du dreimal so viel tun musst wie die andern, um dasselbe zu erreichen. In der Schule, im Sport. Dir wird einfach nichts geschenkt. Manche Leute zerbrechen daran.

Und wenn ihr jetzt etwas ändern könntet an der Schweiz?

Martina: Mir liegt die Einbürgerung am Herzen. Ich verstehe nicht, wieso das von Kanton zu Kanton anders geregelt ist. Und wenn man den Kanton wechselt, geht es mit den Fristen wieder

Bilder: Florian Bachmann



Lejla Medii (1983) ist Albanerin aus Mazedonien. Vor fünf Jahren kam sie mit ihren Schwestern zu ihrem Vater, der bereits seit 1984 im Kanton St.Gallen lebte. Sie hat in der Schweiz eine KV-Lehre absolviert, arbeitet in der Arbeitsgemeinschaft für Integrationsfragen in St.Gallen und hat gerade die Zweitweg-Maturitätsschule begonnen. Zum Interview hat sie ihre Schwester **Nedzlja Medii** mitgebracht. Sie ist 17 Jahre alt und beginnt dieses Jahr eine KV-Lehre in St.Gallen.

von vorne los. Das ist einfach nicht mehr zeitgemäss. Heute muss man mobil sein. Sonst kommt man nirgends hin. Gerade hinsichtlich der Ausbildung.

Miodrag: Oh ja. Der Kantönligeist. Ich finde, in der Schweiz werden mindestens so viele unnötige Unterschiede gemacht wie in Jugoslawien. Schaut nur mal die Innerrhöder und die Ausserrhöder an: Die mögen sich ja gar nicht.

Und denkt ihr daran, einmal wieder zurück nach Bosnien, Serbien oder Mazedonien zu ziehen?

Lejla: Ein Teil von mir ist sicher noch in meiner Heimat. Aber trotzdem: Ich kann nicht mehr zurück nach Mazedonien. Man gewöhnt sich schnell an die Verhältnisse in der Schweiz. Dann geht man runter und sieht, was für ein Chaos herrscht. Nach zwei Jahren in der Schweiz, als ich erstmals wieder zurückging, musste ich zu mir sagen: Das ist nicht mehr meine Heimat. In der Erinnerung ist und bleibt sie das schöne Land, das sie immer war. Aber das, was daraus geworden ist, entspricht dem Bild im Kopf nicht mehr. Ich kann nicht mehr zurück.

Martina: Als meine Eltern 1998 wieder nach Bosnien zurückkehrten, habe ich sie begleitet. Was ich dort antraf, fühlte sich auch nicht mehr wie Heimat an. Natürlich sind meine Wurzeln dort. Alltag ist aber die Schweiz, und den möchte ich nicht missen. Ich bin ein grosser Ordnungsfanatiker. Und hier ist alles so schön strukturiert und ordentlich. Das gefällt mir. Zudem wäre ich ja blöd, wenn ich mit einem HSG-Abschluss nach Bosnien ginge. Deshalb hat mich meine Mutter ja auch hier gelassen, mit 16, allein. Sie wusste, dass es mir hier besser gehen wird.

Miodrag: Für mich bedeutet die Gegend des ehemaligen Jugoslawien weiterhin Ferien. Ich könnte mich dort wahrscheinlich gar nicht integrieren. Die kulturellen Unterschiede wären zu gross.

Jasmin: Aber die Sprache sprichst du?

Miodrag: Ja, das schon. Aber das Integrationsproblem, das viele in der Schweiz haben, hätte ich dort unten.

Martina: Ja, eigentlich sind wir dort ja Ausländer.

Miodrag: Als ich klein war, sagte man mir in Jugoslawien immer Schweizer.

Martina: Das höre ich immer noch.

Lejla: Ja genau, hier Ausländer, dort Ausländer. Ich sagte einmal: Ich bleibe in der neutralen Zone.

Drina. Populärste Zigarette des ehemaligen Jugoslawien. Wird in Mostar (Bosnien-Herzegowina) weiterhin produziert. Ist unterdessen allerdings längst von Marken wie Marlboro als Marktleader verdrängt worden. Die Zigarette erhielt ihren Namen vom bosnisch/serbischen Grenzfluss Drina: dem geschichtsträchtigen Fluss, dessen Bedeutung Andric im Roman «Die Brücke über die Drina» nobelpreiswürdig beschrieben hat.



EKV. Ekatarina Velika (Katharina die Grosse), legendäre Alternativ-Rockband der achtziger Jahre aus Belgrad. Die Band hatte im ganzen Land ihre Anhänger. In einem viel zitierten Interview der Zeitschrift «Cao» sagte Frontfrau Margita Stefanovic: «Die Musik der EKV geht mit dem Wind», sie gehöre niemandem – und dabei spielt sie auf den Zerfall Jugoslawiens an. Das magische Trio trennt sich 1991. In den neunziger Jahren sterben Bassist Bojan Pecar sowie der Bandgründer, Gitarrist und Sänger Milan Mladenovic. 2002 stirbt auch Margita.